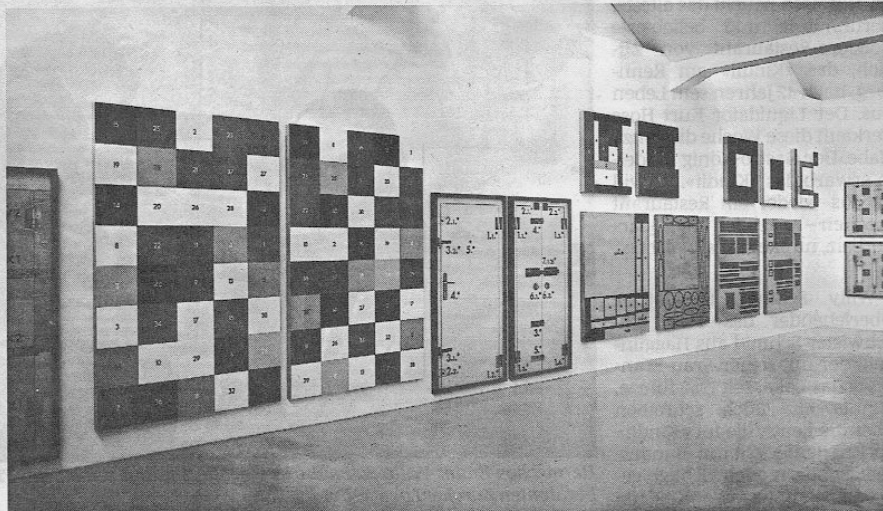


Wo Strukturen ins Nichts zerfallen

Zur Ausstellung von Thomas Locher in der Kunsthalle Zürich

ANNELISE ZWEIZ

Die Kunsthalle Zürich präsentierte in einer Schweizer Erstausstellung Werke des Kölner Künstlers Thomas Locher. Mit subjektiven Prägungen durch Joseph Kosuth und Lawrence Weiner und einer persönlichen Beziehung zur konstruktiven Kunst im Rucksack fand der heute 37jährige Deutsche Mitte der achtziger Jahre zu seinem künstlerischen Konzept. Als Vertreter der Postmoderne geht es ihm nicht mehr um das Festschreiben erkannter Ordnungen, sondern, im Gegenteil, um ihre Dekonstruktion. Thomas Locher arbeitet einerseits mit Sprachcodierungen, andererseits mit geometrischen Farbflächen, seltener auch mit Anhäufungen von Gegenständen, denen er Zahlen zuordnet. Unsere Erziehung lehrt uns, dort wo wir Sprache sehen, zu lesen und dort, wo wir Zahlen sehen, nach Zusammenhängen zu forschen. Die Werke von Thomas Locher scheinen uns Aufgaben in diese Richtung zu stellen, um so mehr als sie vom äusseren Erscheinungsbild her logisch und rational wirken. Da sind zum Beispiel Bildtafeln mit acht mal fünf verschiedenfarbigen, je quadratischen Kunststoffplatten, die feinsäuberlich auf eine hochrechteckige Holzplatte geklebt sind. Auf jeder einzelnen Platte ist eine Zahl zwischen eins und vierzig zu finden. Doch jeder Versuch, Strukturen zu erkennen, scheitert. Es gibt keine. Auch jede Bemühung, sich den Werken empfindungsmässig zu nähern, schlägt fehl. Das durch und durch Industrielle des Ma-



Ord nende und auflösende Strukturen: Thomas Locher in der Kunsthalle.

Foto: at

terials und der Zahlenschrift ermöglichen keinen Kontakt zum Künstler. Das Resultat ist ein Gefühl der Leere angesichts totaler Kommunikationslosigkeit.

Ironie als Ausweg

Andere Arbeiten, bei welchen Locher Warenhaussituationen – zum Beispiel in der Blumenabteilung – fotografiert und mit fiktiven Zahlen überlagert, lassen dann aber spüren, dass beim Künstler immer auch Ironie mitschwingt. Wenn er schliesslich geschlossene Türen fotografiert, die mit einer Vielzahl von Riegeln und Schlössern versehen sind, die alle irgendwelche Zahlenzeichnungen tragen, kippt der latente Frust der Kunstkonsumenten vielleicht ins Schmunzeln, denn sie befinden sich

durchwegs auf jener Seite der Türen, von welcher aus die Riegel geöffnet, die Schlüssel gedreht werden können, Codierungen hin oder her. «Spiel», so sagt Thomas Locher, «ist ein Teil der Kunst.» Dieses Spannungsfeld zwischen ordnenden und auflösenden Strukturen führt Thomas Locher auch in seinen Sprachbildern ad absurdum. Die Ordnungen bilden hier nicht primär die Geometrie, sondern die Grammatik. Indem Locher Satzbaupläne wie zum Beispiel «Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Präpositionalobjekt» mit streng untereinander gesetzten Beispielen dokumentiert, schafft er textliche Verbindungen, die da und dort Sinn ergeben, in der Überfülle letztlich aber zerfallen. Auch hier schwingt Ironie mit. Trotz-

dem bleibt angesichts von Thomas Lochers Gesamtschaffen im Kern doch der Eindruck einer gezielt umgesetzten Orientierungslosigkeit, eines Feldes ohne Fixpunkte, von Ordnungen ohne Sinn. Die Parallele zu unserer Zeit ist offensichtlich. Das Werk des international herungereichten Künstlers ist ein Spiegel dessen, was uns alle heute beunruhigt und verunsichert. Sein Konzept hat indes nicht die Kraft, der Leere Substanz entgegenzusetzen, und auch nicht die Intensität, ihre Struktur zu brechen. Man mag die witzige Klarheit der Werkidee schätzen, von existentieller Bedeutung ist das Schaffen von Thomas Locher freilich nicht.

Die Ausstellung in der Kunsthalle Zürich dauert bis zum 14. März.